

fachliche Aktivitäten (u. a. Berufserfahrung, weitere Diplome, Tätigkeit als Fachberater), im zweiten Teil auf verschiedene Aspekte der Ausbildung (u. a. Zielsetzung, Zertifizierung, Inhalte) und im dritten Teil auf die Fort- und Weiterbildungstätigkeiten der MultiplikatorInnen nach dem Abschluss ihrer Ausbildung. Gerade bei diesem Kapitel verzichtet die Autorin weitgehend auf Interpretationen, so dass dem Leser eine Fülle von empirischen Ergebnissen in Tabellenform offeriert wird, die er selbst auszuwerten genötigt ist. Ein wenig mehr Hilfestellung durch die Autorin wäre hier sinnvoll gewesen.

M.E. ist dieses Buch eine hervorragende Lektüre für alle, die mit der Konzeption und Evaluation von Fort- und Weiterbildungen befasst sind, für Fremdsprachpädagogen, die nach geeigneten Fort- und Weiterbildungsangeboten suchen, für Studierende der einschlägigen Fächer und alle, die sich für die spezifische Situation der Lehrerfort- und Weiterbildung in Ungarn interessieren. Ein wenig kritisch möchte ich allerdings anmerken, dass die sparsame Verwendung von strukturierenden Gliederungspunkten in diesem Buch die Orientierung an manchen Stellen etwas erschwert.

Meyen, Michael; Löblich, Maria:

Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriesgeschichte in Deutschland. Konstanz: UVK, 2006. – ISBN 3-389669-456-1. 343 Seiten, € 34,00

(Wolfgang Braune-Steininger, Ehringshausen)

Die Bedeutung von Kommunikation als einer Schlüsselqualifikation in der Ära der Globalisierung hat die Relevanz ihrer wissenschaftlichen Erforschung an den Universitäten noch vergrößert. Michael

Meyer, Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München, und Maria Löblich, wissenschaftliche Mitarbeiterin an diesem Lehrstuhl, stellen maßgebende Theoretiker und deren Hauptwerke vor. Ein Ziel des Buches ist, zur universitären Etablierung eines Faches beizutragen, das zunächst Zeitungskunde oder Zeitungswissenschaft hieß.

In der Einleitung finden sich wichtige historische Informationen zur Institutionalisierung: »Anders als etwa die Soziologie ist die Zeitungswissenschaft aus pragmatischen Gründen und ohne theoretischen Unterbau an die Universität gebracht worden.« (12) Initiatoren waren prestigebewusste Männer der Presse: Verleger und Journalisten, »die über akademische Ausbildungsmöglichkeiten und die Etablierung einer Wissenschaft von der Zeitung das Ansehen des Berufsstandes und der Presse heben wollten« (12). Dementsprechend werden in dem vorliegenden Band nicht nur ausgewiesene wissenschaftliche Theoretiker, sondern auch wirkungsmächtige Journalisten vorgestellt, wobei auch auf »die Defizite und Lücken der kommunikationswissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung« (32) eingegangen wird. Dabei überrascht zunächst die Präsentation von Kaspar Stieler (1632–1707) als einem Pionier der Zeitungs- bzw. Kommunikationswissenschaft, denn der Autor ist, wie Meyen und Löblich feststellen (73), vor allem als Mitglied der *Fruchtbringenden Gesellschaft* – der bedeutendsten deutschen Sprachgesellschaft – und als Verfasser der Gedichtsammlung *Die geharnischte Venus* von 1660 in der Gelehrtenwelt ein Begriff. Dennoch ist die in seinem Oeuvre eher als Randphänomen eingestufte Schrift *Zeitungs Lust und Nutz* von 1695 in seiner Intentionalität und seiner demokratischen Tendenz ein für die Kommunikationswissenschaft be-

achtliches Werk. Stieler fragte zunächst nach den Gründen für das enorme Interesse an Zeitungen und nach den Funktionen der Presse für die Leser. Um 1700 druckte man in Deutschland 50 bis 60 Zeitungen, mehr als im übrigen Europa zusammen. Zu Stielers funktionaler Sicht gehört, »dass er Kommunikation als einen Prozess begriffen hat, als einen Vorgang, der sich zwischen Zeitungsmachern, Zeitung und Nutzern vollzieht« (82) – ein Basistheorem der Kommunikationswissenschaft.

Außerdem wollte Stieler die Zeitungen von Angehörigen aller gesellschaftlichen Schichten gelesen wissen, eine Forderung, die zu seiner Zeit keineswegs selbstverständlich war.

Ein anderer bemerkenswerter Außenseiter der Kommunikationswissenschaft ist der Ökonom Karl Knies (1821–1898), der wie Stieler nur ein einziges Werk zur öffentlichen Kommunikation geschrieben hat: *Der Telegraph als Verkehrsmittel* (1857). Seine außergewöhnliche Bedeutung für die Fachhistorie verdeutlichen Meyer und Löblich, indem sie seinen Denkansatz mit den Ideen von Theoriegrößen des 20. Jahrhunderts kontrastieren:

»Während ›Medium-Theoretiker‹ wie Harold A. Innis, Marshall McLuhan, Neil Postman oder Joshua Meyrowitz annehmen, dass neue Kommunikationsmedien gesellschaftliche Veränderungen auslösen und sich folglich die gesamte Menschheitsgeschichte über Erfindungen im Medienbereich erklären lässt [...], ist die Perspektive von Karl Knies genau umgekehrt. Er hat danach gefragt, was sich in der Gesellschaft verändert hat, damit bestimmte Formen der Nachrichtenübermittlung entstehen konnten. Dieser Ansatz macht ihn zum ›Klassiker‹ einer Soziologie der Massenkommunikation.« (90)

Ein weiterer kommunikationswissenschaftlich versierter Ökonom ist Albert Schäffle (1831–1903), dessen Schrift *Bau*

und Leben des sozialen Körpers (1875) vorgestellt und die Relevanz von öffentlicher Kommunikation in seinem Werk betont werden:

»Kommunikation war für ihn das, was die Gesellschaft zusammenhält, und Öffentlichkeit, verstanden als Offenheit der Kommunikationskanäle, folgerichtig notwendig für das Überleben des ›sozialen Körpers.« (111)

Auch der Wiener Journalist Emil Löbl (1863–1942) mit seinem Buch *Kultur und Presse* (1903) gehört nicht zu den professionellen Kommunikationstheoretikern, ist aber wegen seiner Ausführungen über die gesellschaftliche Stellung des Journalisten und der Bedeutung freier Zeitungen hervorzuheben. Politisch engagiert war auch der aus Österreich in die USA emigrierte Paul F. Lazarsfeld (1901–1976), der dort seine wichtigsten Arbeiten zur öffentlichen Kommunikation publizierte, sich selbst aber nie als Kommunikationswissenschaftler eingeschätzt hatte. Keinen Außenseiterstatus, sondern den Rang als Klassiker des Faches hat der Journalist Karl Jaeger (1897–1927), der mit seinem Buch *Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft* (1926) den wissenschaftlichen Paradigmenwechsel ausformulierte und die Richtung vorgab, in die sich das Fach in der Endphase der Weimarer Republik und dann wieder in den fünfziger und sechziger Jahre bewegen sollte. Meyen und Löblich setzen sich ausführlich und kritisch mit dem Werdegang des wissenschaftlichen Namenspatrons auseinander, dem eine akademische Karriere versagt blieb. Als »Klassiker ohne Professur« wird Gerhard Maltzke (geb. 1922) präsentiert, dem mit dem Buch *Psychologie der Massenkommunikation* von 1963 ein Standardwerk gelang, dessen wissenschaftliche Gesamtleistung allerdings von der Fachwelt nicht adäquat gewürdigt wurde. Eine relativ geringe aktuelle Bekanntheit hat

der Niederländer Henk Prakke (1900–1992), der von 1960 bis 1969 das Institut für Publizistik in Münster leitete.

Neben diesen fachwissenschaftlichen Klassikern, zu denen auch die politisch umstrittene Publizistin Elisabeth Noelle-Neumann (geb. 1916) gezählt wird, stellen Meyen und Löblich in ihrem Buch einige Koryphäen gesellschaftswissenschaftlicher Theorie mit ihrem Bezug zur Kommunikationswissenschaft vor: Max Weber, Theodor W. Adorno und Niklas Luhmann.

Dabei überrascht das Fehlen von Jürgen Habermas, dessen großes Werk *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981) »im Ausland vielfach als das Hauptwerk deutscher Kommunikationswissenschaft« (277) gewertet wird, wie die beiden Autoren, ihren Kollegen Christoph Kuhlmann zustimmend zitierend, feststellen. Gilt dieses Urteil nur für das Ausland?

Die interdisziplinäre Rezeption von Habermas hat in der Bundesrepublik nach wie vor eine hohe Intensität, und auch in den kommunikationswissenschaftlichen Seminaren dürften seine Bücher keine periphere Erscheinung sein. Ihm müsste in einem Standardwerk der *Klassiker der Kommunikationswissenschaft* unbedingt ein Kapitel gewidmet werden.

Meyer, Markus:

Grammatische Praxis. Probleme der grammatischen Theoriebildung und der Grammatikschreibung. Tübingen: Stauffenburg, 2006 (Stauffenburg Linguistik 42). – ISBN 3-86057-171-0. 286 Seiten, € 48,–

(Salifou Traoré, Bangkok / Thailand)

Der vorliegende Band unternimmt den Versuch, im Rückgriff auf die Spätphilosophie Wittgensteins u. a. in den *Philoso-*

phische[n] Untersuchungen den Begriff der *Grammatikalität* und die damit verbundenen Fragestellungen – wie lässt sich Grammatikalität theoretisch fassen? Welche Kriterien sind heranzuziehen, um einen grammatischen Ausdruck (Satz bzw. Sequenz) als richtig oder falsch einzustufen? Welche Bedeutung wird dabei Regeln und Beispielen beigemessen? – sowohl in der formalen Grammatik als auch in der Grammatikschreibung kritisch zu beleuchten. Dies zielt darauf ab, hinsichtlich der grammatischen Praxis ein methodisch reflektiertes Verfahren zur Beschreibung und Erklärung des Aufbaus von Sprachen zu entwickeln. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen vier fundamentale Fragen (vgl. 21 f.):

- (1) Kann der Begriff der *Grammatikalität* formal definiert werden? Ist es sinnvoll *Grammatikalität* formal als eine durch Regeln vorhersagbare Eigenschaft von sprachlichen Ausdrücken zu modellieren?
- (2) Kann eine Entscheidung über die *Grammatikalität* von Sätzen formal getroffen werden?
- (3) Können Verfahren zur Entscheidung über die *Grammatikalität* von sprachlichen Ausdrücken empirisch gerechtfertigt werden? Können dabei Konzepte wie *sprachliche Norm* oder *sprachliche Kompetenz* als notwendige Bezugspunkte gelten?
- (4) Verläuft die Grenze des Grammatischen *scharf* anhand der Werte *grammatisch* und *ungrammatisch*? Oder können theoretische und/oder empirische Argumente dafür gefunden werden, *Grammatikalität* prinzipiell oder partiell nicht als absolute Eigenschaft sprachlicher Ausdrücke im Sinne eines dichotomen Werteschemas anzunehmen, sondern als relative Eigenschaft, was zur Konsequenz eine *unscharfe*, d. h. abgestufte Grenze des Grammatischen hätte?